

SDS VI : Sondierstollen Umweltwörter

Autor(en): **Fuchs, Stefan M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1988)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die psychologische Komponente

Zur Einleitung dieses Abschnitts muss ich eine Anekdote erzählen, die durchaus typisch ist: An der Basler Mustermesse hatte eine welsche Firma an ihrem Stand ein Schild angebracht «Man spricht deutsch». Ein Deutschschweizer trat zu dem Stand und sprach den diensttuenden Angestellten auf schweizerdeutsch an. Dieser antwortete: «Sprechen Sie bitte hochdeutsch.» Unverzüglich wechselte der Kunde zum Französischen und sagte, wenn er schon eine Fremdsprache verwenden müsse, dann lieber gleich Französisch. Ich muss gestehen, dass ich es gleich gemacht hätte. Ich vermeide es, mit einem Welschen deutsch zu sprechen, ob schon dies vielleicht auch unhöflich ist, denn ich quittiere sein Entgegenkommen nicht, doch ist mir da eine psychologische Barriere im Weg. Spricht mein Gegenüber sehr gut deutsch, so habe ich das Gefühl, vor mir stehe nicht ein Landsmann, sondern ein Bundesdeutscher; spricht er es schlecht, ist mir meine eigene Überlegenheit peinlich, und ich komme ihm gerne entgegen, indem ich seine Muttersprache verwende.

Es ist schon so oft behauptet und ebenso oft bestritten worden, dass das Standarddeutsche für uns eine Fremdsprache sei, dass ich dieses Thema heute ausklammern möchte. Kaum je ist aber bestritten worden, dass das gesprochene Hochdeutsch, das heisst, die in Deutschland heute übliche Umgangssprache, uns unvertraut ist. Neben vielen anderen weist Rudolf Schwarzenbach in seinem Buch über die «Stellung der Mundart» auf unsere Hemmungen hin, Schriftdeutsch zu sprechen (was ohnehin eine *contradictio in adiecto* ist). Die Mundart ist für uns, wie es der Feuilletonredaktor der

«Basler Zeitung» Reinhardt Stumm einmal pointiert formuliert hat, «wie ein warmes Federbett in einem eiskalten Zimmer». Sapiienti sat oder Kommentar überflüssig.

Es gibt kein Patentrezept

Die Schweiz ist ein kompliziertes Land, und für die wenigsten unserer Probleme gibt es ein Rezept «ready for use». Wir verlassen uns gern auf pragmatische Lösungen, und manchmal gehen wir sogar den bequemsten Weg, indem wir eine Frage gar nicht erst aufwerfen, nach dem Prinzip «*quieta non movere*» oder «man wecke schlafende Hunde nicht». Der Sprachenfriede in der Schweiz, um den uns andere Völker beneiden, beruht zu einem guten Teil darauf, dass wir möglichst wenig Sprachenpolitik machen. So glaube ich nicht, dass aus dem gegenwärtig heraufbeschworenen Streit über Mundart und Standardsprache etwas Positives herauskommt. Das Trommelfeuer, mit dem zurzeit von einigen Welschen und einigen eingefleischten Vorkämpfern des Hochdeutschen das Schweizerdeutsche angegriffen wird, könnte sich leicht kontraproduktiv auswirken; denn wer anderer Ansicht ist, wird sich darauf besinnen, dass es nicht nur gilt, Rücksichten zu nehmen, sondern

dass man auch Pflichten sich selbst gegenüber hat. Gerade die Selbstsicherheit und der Stolz, mit dem die Romands zu ihrer eigenen Muttersprache stehen, sollte den andern ein Vorbild sein.

Wir übersehen auch nicht, dass das Schweizerdeutsche, europäisch gesehen, eine Minderheitssprache ist, die Schutz braucht. Dies wird man bei der bevorstehenden Revision des Sprachenartikels der Bundesverfassung (116 BV) bedenken müssen, obschon der Motionär Martin Bindi primär das Rätoromanische im Auge hatte. Die Frage wird nicht zu umgehen sein, ob das Schweizerdeutsche auch wieder wie bisher kurzerhand unter «Deutsch» subsumiert werden darf, oder ob die Sprache von zwei Dritteln der Schweizer nicht endlich ihren Platz in der Bundesverfassung finden soll.

Wenn man mich nun fragt, ob ich keine Möglichkeit sehe, den Stolperstein wegzuräumen, so heisst meine Empfehlung: mehr Französisch in unseren Schulen. Ich gehöre daher auch zu den Verfechtern von Frühfranzösisch, weniger aus didaktischen als aus staatspolitischen Gründen. Wenn wir den Welschen entgegenkommen wollen – und das sollen wir –, dann lieber direkt als auf dem Umweg über eine Sprache, zu der wir selbst ein gestörtes Verhältnis haben

Arthur Baur

SDS VI: Sondierstollen Umweltwörter

Als «Sondierbohrungen in der Dialektlandschaft» hat der verstorbene Altmeister der Dialektologie, Mitbegründer und Herausgeber dieses Jahrhundert-

werks, Professor Rudolf Hotzenköcherle, seine Forschungsarbeit einmal in einer Besprechung mir gegenüber bezeichnet. Wenn man den neuesten Band des SDS

(VI, Wortgeographie III: Umwelt) genauer anschaut, erweist sich «Bohrung» wahrlich als zu bescheidene Bezeichnung; man betritt einen bequem ausgebauten Stollen, der einem ganze Flöze zugänglich macht!

Ich kann bei den Lesern der Vierteljahresschrift «Schweizerdeutsch» voraussetzen, dass sie Konzeption und bisherige Bände des SDS einigermaßen kennen, auch, dass sie in Erinnerung haben, wie das Rohmaterial für die hier gezeichneten Karten von 1939 bis 1958 bei einer damals älteren Generation von Gewährsleuten gewonnen worden ist. Auch möchte ich kein eigentliches Gesamturteil über diesen neuen Band abgeben, denn einerseits habe ich noch zu wenig damit gearbeitet, und andererseits hiesse dies wohl, den bereits bekannten, zu Recht bei Erscheinen eines weiteren Bandes in je verschiedener Tonart vorgetragenen Lobeshymnen wohlbestallter Fachleute und Institute in aller Welt eine neue hinzufügen. Also beschränke ich mich auf die Darstellung einiger Fakten, damit der Liebhaber wie der künftige Benützer ungefähr weiss, was er vom SDS VI erwarten kann.

SDS VI als Band 3 der Wortgeographie (geplant sind noch zwei weitere über Gebäude und Haustiere) umfasst die Bereiche «Gestirne und Zeit», «Wetter», «Gelände und Nutzböden», «Ort und Art», «Blumen und Bäume», «Beeren und Obst», «Gemüse» und «Freilebende Tiere». Da sind also nebst den vielfältigen

Bezeichnungen für den Löwenzahn oder den Rauhreif und den Tagfalter u. v. a. m. die nuancenreichen mdal. Richtungsadverbien in ihrer Breite und Tiefe ausgelotet worden («herauf/herab» u. ä.). Wie bisher sind für zusammengehörende Sachgruppen («Alp» oder «Wiese» z. B.) gleiche, einheitliche Zeichensysteme gewählt worden, damit Vergleiche oder eine Auswertung in Wortfeldern möglich sind. Auch andere kartografische Darstellungstechniken, die den SDS auszeichnen, sind weitergeführt und zum Teil noch verfeinert worden: kontrastive Kartenpaare auf gegenüberliegenden Seiten, Ergänzung onomasiologischer durch semasiologisch-lautliche Karten, Singular-/Pluralkarten, komplizierte Laut-Form-Karten usw. Naturgemäss bringt auch dieser Band wieder zahlreiche Informationen zur Sach- und Volkskunde, ja für die Bereiche «Alp, Allmend» usw. sogar zur Rechtsvolkskunde. Zur Gewinnung der Fischbezeichnungen musste ein spezielles Ortsnetz berücksichtigt werden (Karten VI, 243–246). Bei den besonders komplizierten Bezeichnungsverhältnissen von «Kartoffel» (VI, 202) und «Ameise» (VI, 229) sind, wie schon in Bd. IV, die vollständigen Originalnotierungen der Exploratoren in Listenform veröffentlicht (VI, 203 bzw. 230).

In der bisher schon sehr ausgeklügelten Kartentechnik sind mit diesem Band zwei Verfeinerungen hinzugekommen: erstmals Kleinkarten, jeweils zwei nebeneinander auf einer Seite, und kleine Zusatzzeichen bei Mehrfachangaben, die suggerierte Antworten von älteren Belegen unterscheiden sollen. Die letztgenannte Technik wurde vom «Wortatlas der deutschen Umgangssprachen» von Jürgen Eichhoff übernommen. Die Neuerungen bezwecken, nach den Worten von Rudolf Trüb im

Vorwort, die zweckmässigere «Darstellung einfacherer Verhältnisse oder von Spezialproblemen» (Kleinkarten) bzw., dass «Veränderungen in Raum und Zeit unmittelbar abgelesen werden» können; «die an sich statische Karte wird dynamisch lesbar» (Zusatzzeichen).

Neu ist auch, dass der Legendentext, der umfangreiches Erklärungs- und Ergänzungsmaterial liefert, erstmals nicht mehr in der präzisen Handschrift von Meistergrafiker Erwin Zimmerli (gest. 1986) gestaltet, sondern von Lily Trüb mit einer Spezialschreibmaschine geschrieben worden ist. Trotz der Dichte des Textes auf vielen Seiten und trotz des Gewimmels von diakritischen Zeichen ist die neue Schrift erstaunlich leicht zu lesen, wenn auch die Druckschärfe, zumindest in meinem Exemplar, auf einzelnen Seiten etwas zu wünschen übriglässt.

Die bewundernswerte Akribie in der Aufarbeitung und Darstellung des komplizierten Datenmaterials findet ihren würdigen Abschluss in vier zum Teil recht umfangreichen, differenziert ausgestalteten Registern, dem Titelregister (Titelstichwörter der Kartengruppen), dem Sach- und Volkskunderegister, dem Grammatikregister (welche Fülle!) und dem Wortregister. Jeder Interessierte, auch der Nichtgermanist, findet rasch, was er sucht.

SDS VI bestätigt eindrücklich, dass Wortkarten ein sehr viel differenzierteres und weniger leicht zu verallgemeinerndes Bild von einer Dialektlandschaft geben. Die schönen Grenzbündelungen, die wir aus den Lautkarten zum Teil kennen (West-/Ost-Teilung, Nord-/Süd-Staffelung), weichen einem Gewimmel von Ausdrücken und Varianten bis in kleine Räume hinein; Beispiele: VI, 39 «wetterleuchten», VI, 41 «quatschen» (nasse Schuhe), VI, 45 «Rauhreif», VI, 113 «leise», VI,

Sprachatlas der deutschen Schweiz, hrsg. von *Rudolf Hotzenköcherle*. Band VI: *Wortgeographie III, Umwelt*, unter Leitung von *Rudolf Trüb* bearbeitet von *Walter Haas*, *Doris Handschuh*, *Rudolf Trüb* sowie *Rolf Börlin*, *Hansueli Müller*, *Christian Schmid-Cadalbert*. Bern, Francke-Verlag, 1988.

285 Seiten, 263 Karten, Leinen Fr. 168.–/DM 200.–, bei Abnahme aller Bände Fr. 150.–/DM 180.–; Auflage: 1000 Exemplare.

195 «Zuckererbse», VI, 229/30 «Ameise», VI, 240 «Spinnweb» u. a. Diese letztgenannte Karte zeigt in über vierzig Zeichen die onomastische Vielfalt in diesem Bereich, nicht nur synchronisch, sondern mit Hilfe von Zusatzzeichen und Präzisierungen durch Exploratoren und Gewährsleute ansatzweise auch

diachronisch und soweit möglich auch mit den Verweisen auf Anschlusskarten der Nachbarländer. In den Zeichenerklärungen finden sich auch Hinweise auf das Idiotikon, wo der Benutzer wiederum zur Diachronie, ja sogar zur Kulturgeschichte geführt wird.

Man kann sich nur freuen über

den neuesten Band dieses grossartigen Werks, und man muss der Bearbeitergruppe unter Leitung von Rudolf Trüb höchste Anerkennung und herzlichsten Dank aussprechen für ein linguistisches Spitzenprodukt, in das unermesslich viel sorgfältigste Klein- und Detailarbeit eingegangen ist. *Stefan M. Fuchs*

Was ist Schweizerdeutsch? Sprache oder Dialekt?

Das Schweizerdeutsche erfasst zwar immer weitere Bereiche des öffentlichen Lebens, aber trotzdem weiss niemand so recht, ob man es nun als Sprache oder als Dialekt bezeichnen soll. Wenn wir darauf abstellen, wie sich der Schweizer im Alltag ausdrückt, so fällt der Entscheid zugunsten von «Sprache». Im Idiotikon finden wir folgende Belegsätze: *Er ischt en Appezäller, me kennt en a der Spraach* oder *A der Spraach aa isch er en Glarner*, und in dem beliebten Gedicht über den *Cheib* heisst es *In öisem liebe Züripiet, da läbt e fröölchs Volch, es hät uf syni ruuchi Spraach en ganz en psundere Stolz*. Also Frage beantwortet?

Zur Begriffsklärung trägt nicht gerade bei, dass das Wort «Sprache» in zwei unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht wird. Im allgemeinen bezeichnet es als übergeordneter Begriff unser wichtigstes Mittel der Kommunikation (Gott hat dem Menschen die Sprache geschenkt), im besonderen aber dient uns «Sprache» als Gegensatz zu «Dialekt» oder «Mundart». Wir befassen uns hier mit der zweiten Bedeutung.

Wenn wir nun bei den Linguisten nach einer Definition suchen, so

werden wir enttäuscht. Heinz Kloss, der sich am ausgiebigsten mit dem Thema befasst hat, schreibt in seinem Buch «Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen», «dass es fast unmöglich ist, die Grenze zwischen Sprache und Dialekt nach einheitlichen Grundsätzen zu ziehen», und Harald Haarmann schreibt in «Soziologie und Politik der Sprachen Europas», es sei bisher nicht gelungen, «eine verbindliche Definition der Kernbegriffe <Sprache> und <Dialekt> zu erarbeiten».

Vielleicht kämen wir bei unserer Untersuchung zu einem Ergebnis, wenn wir auf den Abstand abstellen, der zwei Idiome trennt. Man könnte stipulieren: wenn zwei Personen aus verschiedenen Regionen einander verstehen, so sprechen sie einen Dialekt derselben Sprache; wenn sie einander nicht mehr verstehen, so handelt es sich um verschiedene Sprachen. Bei der Anwendung versagt diese Methode total. Ein Bundesrepublikaner von der Watterkant und einer aus Bayern verstehen einander nicht, aber man sieht in ihnen trotzdem nur Vertreter deutscher Dialekte. Andererseits haben die Tschechen und Slowaken gar keine Verständigungsprobleme, doch behauptet jeder, eine eigene Sprache zu besitzen. Weitere Beispiele lassen sich in ganz Europa finden. Suchen wir nach einem anderen Massstab. Man könnte etwa den soziologischen Rang eines Idioms in die Waagschale werfen. Wird es von allen Schichten der Bevölkerung bei allen Gelegenheiten verwendet, so wird man es als Sprache klassieren müssen; ist es aber sozial abgewertet wie die Patois in Frankreich, dann handelt es sich wirklich nur um ein Patois in eben dem herabsetzenden Sinn, der diesem Wort im Französischen eigen ist.

Der schon genannte Heinz Kloss forscht nach dem Verwendungsbereich seines Untersuchungsobjekts. Er fragt, in welchem Mass es in Politik, Schule, Kirche, Presse, Radio, Fernsehen, Belletristik, Fachliteratur gebraucht werde. Er prüft auch das Schweizerdeutsche nach dieser Methode und kommt zum Schluss, es sei ein «Ausbaudialekt».

Diese Terminologie hat er selbst geschaffen. Der Schweizer Sprachwissenschaftler Roland Ris vertritt dagegen die Meinung, das Schweizerdeutsche befinde sich eindeutig auf dem Weg zu einer «Ausbausprache».

Der Schweizer Sprachwissenschaftler Roland Ris vertritt dagegen die Meinung, das Schweizerdeutsche befinde sich eindeutig auf dem Weg zu einer «Ausbausprache».